

Stadtarchiv und Stadtgeschichte

Forschungen und Innovationen

Festschrift für Fritz Mayrhofer
zur Vollendung seines 60. Lebensjahres

Linz 2004

Archiv der Stadt Linz

HISTORISCHES
JAHRBUCH
DER
STADT LINZ
2003/2004

HERAUSGEGEBEN
VON
WALTER SCHUSTER,
MAXIMILIAN SCHIMBÖCK
UND
ANNELIESE SCHWEIGER

Umschlaggestaltung: Walter Litzlbauer
Porträtfoto Fritz Mayrhofer: Maximilian Schimböck

Für den Inhalt der Abhandlungen sind ausschließlich die
AutorInnen verantwortlich.

Der teilweise oder vollständige Abdruck von Arbeiten
aus der vorliegenden Publikation ist nur mit Bewilligung
der HerausgeberInnen nach Genehmigung der AutorInnen gestattet.

ISBN 3-900388-56-3
Medieninhaber: Archiv der Stadt Linz,
Hauptstraße 1–5, 4041 Linz
Hersteller: Trauner Druck, Linz

INHALT

Autorinnen und Autoren	7
Vorwort des Bürgermeisters der Landeshauptstadt Linz	19
Vorwort des Kulturreferenten der Landeshauptstadt Linz	21
Vorwort von Herausgeberin und Herausgebern	23

ARCHIVTHEORIE UND ARCHIVMANAGEMENT

Erich Wolny: Zeitgemäße Leitung des Stadtarchivs – verlangt sie eine neue Sicht der Funktion?	29
Wilhelm Rausch: „Vor fünfzig Jahren“	33
Lorenz Mikoletzky: Wozu ein Archiv?	47
Peter Csendes: Metaphern für Archive – das Archiv als Metapher?	49
Walter Schuster: Zur Strategie für Archive	57
Ferdinand Opll: Öffentlichkeitsarbeit in Kommunalarchiven Überlegungen am Beispiel des Wiener Stadt- und Landesarchivs	73
Lukas Morscher: Zukunft der Archive – Archive der Zukunft Vorschläge für ein zukünftiges Marketing von Archiven	95
Gerhart Marckhgott: Paradigmenwechsel Das Oberösterreichische Landesarchiv vor der „digitalen Revolution“ ...	109

Josef Riegler: Digitalisierung mittelalterlicher Urkunden – Aspekte der Medienkonvertierung im Steiermärkischen Landesarchiv	119
Maximilian Schimböck: Kommunalarchive als Dienstleistungsbetriebe Das Beispiel Linz	133
Werner Matt: „Linz als das pulsierende Herz der Kommunalarchivare“ Fritz Mayrhofer und der Arbeitskreis der Kommunalarchivare Österreichs	141
Siegfried Haider: Das Oberösterreichische Archivgesetz in seinen Auswirkungen auf die Gemeinden	147
Thomas Klagian: Die Abenteuer eines jungen Archivars in Bregenz	159
Hans Eugen Specker: Arbeitsgemeinschaften zum Erfahrungsaustausch und als Interessenvertretung von Kommunalarchiven in Deutschland	165
Josef Nössing: Gemeindearchive in Südtirol Zur Geschichte der Gemeindearchive in Südtirol sowie deren Erhaltung und Pflege	173
 (STADT)GESCHICHTSFORSCHUNG – THEORIE UND PROJEKTE	
Wilfried Ehbrecht: 30 Jahre Westfälischer Städteatlas Ein regionaler historischer Städteatlas im Kontext europäischer Forschung	183
Gabriella Hauch: „Zukunft heißt erinnern“ Zur Genese der historischen Frauenforschung im gesellschaftlichen und wissenschaftsgeschichtlichen Kontext	205

Peter Johaneck: Stadt und Zisterzienserinnenkonvent Ausblick auf ein Forschungsprogramm	217
Anton Eggendorfer: Fünf Jahre Projekt „Netzwerk Geschichte“ in Niederösterreich Eine Bestandsaufnahme	231
Georg Heilingsetzer: Alfred Hoffmann und die Stadtgeschichte Bemerkungen anlässlich des 100. Geburtstages des Archivars, Historikers und Lehrers	241
Helmut Konrad: Universitäten in Bewegung: Zur Dynamisierung des Bildungssystems ..	253
 QUELLEN	
Walter Aspernig: Grundlagenforschung und Stadtgeschichte in Oberösterreich: Anmerkungen zur Edition der „Quellen zur Geschichte von Wels“	265
Leopold Auer: Materialien zur Linzer Stadtgeschichte im Haus-, Hof- und Staatsarchiv ..	273
Fritz Koller: Die „Linzer Akten“ im Salzburger Landesarchiv	279
Johannes Seidl: Von der Immatrikulation zur Promotion Ausgewählte Quellen des 19. und 20. Jahrhunderts zur biographischen Erforschung von Studierenden der Philosophischen Fakultät aus den Beständen des Archivs der Universität Wien	289
Brigitte Kepplinger: Fürsorgeakten als historische Quelle Die Betreuungsakten des Linzer Jugendamtes (1918–1950)	303

LINZER STADTGESCHICHTE

Erwin M. Ruprechtsberger – Otto H. Urban: Eine bronzene Schwertklinge vom Luftenberg – Zur Spätbronzezeit im Linzer Raum	313
Willibald Katzinger: Linz ohne Phantomzeit	327
Anneliese Schweiger: Weinbau im alten Linz	341
Georg Wacha: Albrecht Dürer in Linz	349
Herta Hageneder: Ein Beitrag zur Geschichte der Gegenreformation in Linz	355
Rainer F. Schraml: Bernhard Weidner (1640–1709) Ein Linzer Schusterssohn als Abt des Zisterzienserstiftes Wilhering in Oberösterreich	359
Alfred Ogris: Die Linzer Wollzeugfabrik und die Orientalische Kompanie: Reaktionen in Kärnten (1725/26) auf eine Privilegierung	375
Gerhard Winkler: Johann Puchner und seine Weltsprache Nuove-Roman	387
Wieland Mittmannsgruber: Bürger der Stadt Linz Erwerb, Inhalt und Verlust des Gemeindebürgerrechts im 19. und 20. Jahrhundert	395
Monika Würthinger: Gruß aus Linz Correspondenzkarten dokumentieren Bau des Neuen Domes	411
Rudolf Zinnhobler: Franz Sales Maria Doppelbauer Korrekturen zu einem Bischofsbild	427
Emil Puffer: Hans Rösler – der letzte Stadtamtsleiter von Urfahr	441

Oskar Dohle: Geld für den Krieg Die Kriegsanleihe-Zeichnungen der Städte Linz und Urfahr im Ersten Weltkrieg	457
Andrea Kammerhofer: „Lebende Bilder“ in Linz	475
Harry Slapnicka: Knapp über der Wahrnehmungsgrenze Oberösterreichs Gauleiter der DNSAP fast so bedeutungslos wie die Partei selbst – weit über Hitlers Machtübernahme vom Jahre 1926 hinaus	491
Kurt Tweraser: Wirtschaftspolitik zwischen „Führerstaat“ und „Gaupartikularismus“ Eigruber und Hinterleitner: Der „Gaufürst“ und sein Wirtschaftsberater ..	499
Birgit Kirchmayr: Der Briefwechsel August Zöhler – Elise Posse im Archiv der Stadt Linz Eine „Fußnote“ zur Geschichte des „Linzer Führermuseums“	515
Hermann Rafetseder: Das „KZ der Linzer Gestapo“ Neue Quellen im Rahmen des Österreichischen Versöhnungsfonds zum „Arbeitserziehungslager“ Schörgenhub	523
Michael John: Maghrebinien in Linz Beobachtungen über eine verborgene Seite der Stadt	541
Winfried R. Garscha – Claudia Kuretsidis-Haider: „Traurige Helden der Inneren Front“ Die Linzer Tagespresse und die Anfänge der gerichtlichen Ahndung von NS-Verbrechen in Oberösterreich 1945/46	561
Helmut Fiereder: Die Wiederbegründung der jüdischen Gemeinde von Linz 1945–1948 ..	583
Johannes Ebner: Im Boot des Bischofs Franz S. Zauner „Porträts“ der Bistumsleitung	595
Siegbert Janko: Linz – Von der Stahlstadt zur Kulturstadt	607

ALLGEMEINE GESCHICHTE UND STADTGESCHICHTE

Karl Vocelka: Vom himmlischen Jerusalem bis Brasilia Zur utopischen Stadt in der Geschichte der Menschheit	625
Herwig Wolfram: Die Stadt der Frauen	635
Georg Scheibelreiter: Der König verlässt die Stadt Überlegungen zur räumlichen Veränderung der Herrschaft im 7. und 8. Jahrhundert	641
Walter Brunner: Neues und Interessantes zur Frühgeschichte der Stadt Graz	657
Alois Niederstätter: Die Städte der Grafen von Montfort und von Werdenberg Ein strukturgeschichtlicher Vergleich	677
Hannes Obermair: Vormoderne Übergangsregion? Die Städtelandschaft im Raum Trient-Bozen im Hoch- und Spätmittelalter	697
Susanne Claudine Pils: Wem gehört die Stadt? Von der Nutzung des städtischen Raums	711
Heinrich Koller: Stadt und Staat Das Hauptstadtproblem unter Kaiser Friedrich III.	719
Rudolf Kropf: Die spätmittelalterliche Gründung einer Kleinstadt im westungarisch- österreichischen Grenzraum (Stadtschlaining)	739
Roman Sandgruber: Die Grenzen der Stadt	749
Kurt Mühlberger: Bemerkungen zum Wiener Poetenkolleg	763

Franz-Heinz Hye: Ein unbekanntes, spätes Dokument – vom 11. Juni 1646 – zur Geschichte des Bauernaufstandes des Stefan Fadinger von 1626	779
Helmut Kretschmer: Zur Geschichte des Wiener Mozart-Denkmal	785
Johann Seedoch: Eingemeindungen im Stadtgebiet von Eisenstadt	797
Helmut Lackner: Ein „blutiges Geschäft“ – Zur Geschichte kommunaler Vieh- und Schlachthöfe Ein Beitrag zur historischen Städtetechnik am Beispiel Österreich	805
Wolfgang Maderthaler: Pathologie der Großstadt – Geschichten um den Praterstern	829
Evan Burr Bukey: Ein bitterer Triumph: Die Kampfmoral der deutschen Zivilbevölkerung 1941	839
Wolfgang Weber: Gibraltar liegt in Jamaika Zur Geschichte des Internierungslagers Gibraltar in Kingston 1940–1948	863
Wolfgang Neugebauer – Herwig Czech: Medizin und Gedächtnis Zum Umgang mit den NS-Medizinverbrechen in Österreich nach 1945	873
Publikationen von Fritz Mayrhofer	885
Verwendete Abkürzungen und Siglen	891

ROMAN SANDGRUBER

DIE GRENZEN DER STADT

WAS DIE STADT AUSMACHT

Gott machte das Land und der Mensch machte die Stadt. Der Satz des englischen Dichters William Cowper (1731–1800) ist doppeldeutig wie das Leben: Ist die Stadt die größte Leistung, die der zivilisierte Mensch dem Schöpfungswerk hinzugefügt hat? Oder bringt das Land, das Gott dem Menschen zur Bearbeitung überlassen hat, die eigentliche Kultur und hat der Mensch mit der Schaffung der Städte begonnen, die Schöpfung zu zerstören?

Was ist die Leistung der Stadt, und was macht eine Stadt aus? Der Gesetzgeber verleiht immer noch Stadtrechte. Die Städte wachsen weiter. Die Statistiker zählen ihre Größe, die Stadtforscher listen ihre Probleme auf, die Stadthistoriker erforschen ihre Geschichte. Doch was eine Stadt ausmacht, was sie leisten soll und was sie kosten darf, auch wo sie endet und was sie vom Land unterscheidet, wird immer schwieriger festzumachen. Stadt und Land, aber auch die einzelnen Städte fließen ineinander über. Die Vorteile und Angebote, die eine Stadt einst bieten konnte, werden immer mehr auch im Umland und auf dem Land verfügbar, und die Kultur des Landes zieht immer mehr in die Städte. Sind Stadt und Land überhaupt noch unterscheidbar?

DIE STADT UND DIE VERSTÄDTERUNG

Die Stadtentwicklung hat eine quantitative Dimension: die Verstädterung. Österreich verstädtert. Im 18. Jahrhundert wohnten etwa 10 bis 15 Prozent der Bevölkerung Österreichs in Orten mit mehr als 2.000 Einwohnern, um die Mitte des 19. Jahrhunderts etwa 20 Prozent, 1910 aber schon 50 Prozent und 2001 fast 80 Prozent, genau 79,4 Prozent.

Oberösterreich zählte um 1300 im heutigen Landesgebiet neun Städte mit zusammen etwa 1.100 Häusern und 32 Märkte mit 1.400 Häusern. Bis 1600 stiegen diese Zahlen auf 12 Städte mit 2.950 Häusern und 85 Märkte mit 5.700 Häusern. Siedlungen mit mehr als 80 Häusern gab es in Oberösterreich zu Ende des 16. Jahrhunderts etwa 40. 1830 lebten 8,6 Prozent der Oberösterreicher in Orten über 2.000 Einwohner, 1910 etwa 18 Prozent und heute 78,9 Prozent.

Die Verstädterung Österreichs und Oberösterreichs erfolgt, obwohl die großen Städte nicht mehr wachsen. Der Anteil der Orte über 100.000 Einwohner an der Gesamtbevölkerung ist im Lauf des 20. Jahrhunderts fast gleich geblieben oder sogar leicht zurückgegangen. Aber das Land wird dennoch oder gerade deswegen immer weiter verbaut und zubetoniert.

Das Land als Ort der Landwirtschaft verschwindet immer mehr. Der landwirtschaftliche Teil der Bevölkerung, lange Zeit mehr oder weniger und, natürlich sehr grob gesprochen, mit dem nicht städtischen Teil der Bevölkerung identisch, wird immer kleiner. Obwohl agrarisch und nichtagrarisch auch für frühere Zeiten nicht völlig mit städtisch und ländlich in Übereinstimmung zu bringen waren, konnte die Unterscheidung im Prinzip als gültig angenommen werden. Heute hat städtisch und ländlich mit landwirtschaftlich und nicht landwirtschaftlich fast nichts mehr zu tun. Auch in den Dörfern ist die landwirtschaftliche Betätigung unbedeutend und sind die Bauern längst zur Minderheit geworden.

DIE GRENZEN DER STADT I: PRIVILEG UND WEHRHAFTIGKEIT

Das wichtigste Merkmal einer Stadt war einst ihre Abgrenzung vom Land. Das war in der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stadt noch leicht zu erkennen. Mauern und Tore machten sie wehrhaft und trennten sie klar vom Land, obwohl in Vorstädten und den Städten zugehörigen Dörfern Zwischengebiete existierten und es immer Gruppen gab, die grenzüberschreitend wirkten. In frühneuzeitlichen Veduten erscheint die Stadt als eine von der Umgebung streng getrennte Einheit, durch Mauern und einen Graben, durch einen unbebauten Gürtel, der nicht nur ein freies Schussfeld und eine entsprechende Übersicht bot, sondern auch Raum für Spaziergänger und freie Entfaltung.

Außerhalb der Stadtmauern vermutete man Unordnung, Unsicherheit und Wildnis, kurz das Chaos, mit Wäldern, Sümpfen, schlechten Straßen, wilden Tieren, gefährlichen Räubern, groben Bauern und wie Tiere behaarten „Wilden Männern“, voll mit Dämonen und bösen Geistern. Der Stadtbürger war von einer Umwelt separiert, von der nicht viel Gutes zu erwarten war, der man sich überlegen fühlte und der man auch tatsächlich überlegen war.

Die mittelalterliche Stadt signalisierte schon von weitem sichtbar mit Richtstätte und Galgen die rechtliche Sicherheit, mit einer Unzahl von Kirchen die religiöse Ordnung, mit Türmen und Mauern die weltliche Macht, mit roten Ziegeldächern und prunkvollen Fassaden den Reichtum und mit Turmuhren und Glockentürmen die städtische Zeitordnung.

Mit dem waffentechnischen Fortschritt seit dem 15. Jahrhundert kam es zu einem Selektionsprozess, der eine den neuen Waffen standhaltende Fortifikation nur ausdrücklich zu Festungen erklärten Städten zugestand. Die Verteidigungs-

funktion der Stadt wurde mit dem Aufkommen der Kanonen eher größer als kleiner. Moderne Basteiengürtel statt der zinnengekrönten Mauern des Mittelalters erhielten Wien, Graz, Linz, Klagenfurt, Salzburg und zahlreiche kleinere Grenzstädte im Südosten. Dass dies teuer war, zeigen die Aufwendungen für die Grazer Stadtbefestigungen, die, ohne die Bauten auf dem Schlossberg, von 1544 bis 1620 fast eine halbe Million Gulden erforderten.

Bei den meisten Städten aber wurden die Befestigungen schon seit dem 15. Jahrhundert nicht mehr dem waffentechnischen Fortschritt angepasst und dienten statt der Verteidigung immer mehr der „Polizei“, der Kontrolle der Bevölkerungs- und Warenbewegung. Wer die Stadttore wann passierte und passieren durfte, wurde genau reguliert und registriert. Die Öffnungszeit der Stadttore wurde zu einer wichtigen Ordnungsfunktion. Bis ins frühe 20. Jahrhundert hatten die größten österreichischen Städte eine Verzehrungssteuerlinie, an der, wenn man sie überquerte, bestimmte Nahrungsmittel zu versteuern waren: in Wien der Linienwall, heute im wesentlichen der Gürtel, in Linz die Verzehrungssteuerlinie, ebenso in Graz. Der Symbolgehalt von Mauer und Turm, der in den Siegelbildern und Wappen zum Ausdruck kam, motivierte zur Erhaltung von Stadtmauern und Türmen über den Zeitraum echter Funktionalität hinaus. Bis heute ist die Mauerkrone, die auch der österreichische Bundesadler trägt, das Zeichen der Stadt.

Das Stadtrecht hob die Stadtbürger rechtlich vom Umland ab. Die mittelalterliche Stadt war ein Produkt der Privilegierung: Stadtluft macht frei, pflegte man zu sagen, was zwar rechtsgeschichtlich nicht ganz exakt ist, aber die bevorrechtete Stellung der Stadtbürger klar zum Ausdruck brachte. Bürgerfreiheit im österreichischen Spätmittelalter konnte vielerlei implizieren.

Städtische Privilegien beinhalteten Vorrechte in Handel und Gewerbe: Niederlagsrechte, Marktrechte, Bannmeilen und zünftische und handelsrechtliche Vorrechte gegenüber dem Umland. Der Handel ermöglicht schon generell größere Einkommen (Motto: „Ist der Handel noch so klein, bringt er mehr als Arbeit ein“). Mit der Privilegierung aber wurden noch zusätzliche Monopolrenten ermöglicht. Marktrechte und Fürkaufsverbote eröffneten den Stadt- und Marktburgern Vorrechte gegenüber den übrigen Marktbesuchern. Bannmeilen bevorzugten Städte etwa beim Bierausschank oder bei Einkaufsmöglichkeiten. Die zünftischen Vorrechte beschränkten die Gewerbetätigkeit außerhalb der Städte und Märkte.

Die traditionellen bürgerlichen Privilegien traten allerdings zunehmend in Widerspruch zum allgemeinen Gleichheitspostulat aller Untertanen, so dass sich der Begriff Bürger immer mehr zum Gewerbetreibenden allgemein und Staatsbürger generell ausweitete. Seit dem 17. Jahrhundert begann man immer mehr den Staatsbürger (Citoyen, Untertan) neben den Stadtbürger (Bourgeois) zu stellen bzw. die grundherrschaftlichen Untertanen zu Untertanen des Landesherrn und zu Staatsuntertanen generell zu machen und Bürger und Untertan je

nach Denkrichtung als Sammelbegriff für alle Bewohner eines Staatsgebietes zu verwenden. Der Bürgerbegriff trat seit dem 18. Jahrhundert in vier Bedeutungsvarianten auf: erstens als Stadtbürger und Stadtbewohner, zweitens als Mitglied des bürgerlichen Standes, der so genannten Bourgeoisie, drittens als Staatsbürger und viertens als Weltbürger im Sinne von keines Menschen Untertan und gleichberechtigter Mensch mit entsprechenden Menschenrechten.

In Österreich wurden ab 1783 mit der Neuordnung der Stadtmagistrate die letzten Reste von Personalverbänden und bürgerlicher Autonomie beseitigt und damit erst Verwaltungen für alle Stadtbewohner und die Voraussetzung für die Herausbildung eines allgemeinen Bürgerrechtes geschaffen. Immer mehr ergab sich ein Unterschied zwischen dem überkommenen ständisch geprägten Stadtbürgertum und einer sich mit der Ausweitung des Marktes formierenden bürgerlichen Klasse, die aus der ständischen Welt auszubrechen versuchte. Das aufgestiegene Beamtenbürgertum bildete einen wesentlichen Hebel des absolutistischen Staates, der selbst aber alles andere als eine bürgerliche Herrschaftsform darstellte, sondern eine Domäne der Aristokraten blieb. Mit dem Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuch (ABGB) von 1811 wurden die Staatsuntertanen zwar rechtlich zu Staatsbürgern, praktisch aber weiter wie Untertanen behandelt.

Die Gemeindeordnung von 1849 dehnte den Bürgerbegriff auch politisch auf alle Staatsbürger aus: Der Gemeindevorsteher wurde zum Bürgermeister, egal ob Stadt- oder Dorfgemeinde. Aus dem Heimatrecht wurde in mehreren Schritten die Staatsbürgerschaft. In der Phase des Neoabsolutismus nach der Revolution von 1848 wurden die Gemeinden zur eigentlichen Keimzelle der demokratischen Entwicklung. Da die politische Mitbestimmung vorerst aufgrund des Klassenwahlrechts eine bürgerliche Domäne war, suchten die neuen Massenparteien, die das allgemeine Wahlrecht forderten und ihre Erfolge darauf stützten, dem Begriff des Bürgers den des Genossen entgegenzusetzen: ob Parteigenosse, Volksgenosse, Klassengenosse.

DIE GRENZEN DER STADT II: ZIVILISATION UND BÜRGERLICHE GESELLSCHAFT

Die frühneuzeitliche Stadt präsentierte sich gepflegt, geordnet, geschützt, auch wenn die Realität der finsternen Gassen, stinkenden Kloaken, bazillenträchtigen Umwelt, feuergefährlichen Alltäglichkeit nicht zu übersehen war: Die Ordnung oder Polizei wurde zum wichtigen Kriterium der Stadt: in der gebauten Ordnung des Bauplans, rasterförmig, sternförmig, nach klaren Konzepten, aber auch in der Herstellung von öffentlicher Ordnung und Sicherheit (Polizei), in Beleuchtung (Illumination) und Bildung (Aufklärung) präsentierte und präformierte sich die Moderne.

Der städtische Zivilisationsprozess umfasste viele Aspekte: Essen und Trinken, Reinlichkeit und Ordnungssinn, Umgangston und Anstandsregeln, Gefühle und Mentalitäten, Zeit, Sprache und Verhaltensweisen: zivilisiert wurden die Unterhaltungen, das Hetztheater, das wilde Maskentreiben auf den Straßen, die Tanzveranstaltungen, verdrängt wurde die Schlachtung von Tieren aus dem Blickfeld der Haushalte in die Schlachthöfe am Stadtrand, intime Verrichtungen wurden aus der Öffentlichkeit verbannt, durchgesetzt wurde die Reinigung der Straßen und die geordnete Beseitigung der Abfälle.

Den modernen Betrachter mag es erstaunen oder gar erschrecken, dass es für die Wiener noch im ausgehenden 18. Jahrhundert ein beliebtes Spektakel war, beim Schlachten der Ochsen zuzusehen: je mehr sie brüllten, umso besser gefiel es. Die Tierhetzen erzielten im 18. Jahrhundert auch in Wien noch Zuschauerrekorde: 1755 erbaute Carl Defraigne auf der Wiener Landstraße (heute Hetzgasse 2, Hintere Zollamtsstraße 13) ein großes, 3.000 Personen fassendes hölzernes Hetztheater mit drei Galerien. Die Arena hatte einen Durchmesser von 42 Metern, in der Mitte ein Wasserbassin. Zusehen konnte man, wie ein Stier gegen Hunde kämpfte, wie Hunde Wildschweine zerbissen, ein Wolf ein Lamm zerriss oder ein Bär ein junges Schwein auffraß. Während der Vorstellung pflegte eine türkische Musik zu spielen. Trotz hoher Eintrittspreise war der Zulauf groß. Nach dem Urteil von Reiseschriftstellern war es immer gedrängt voll.¹ Im späten 18. Jahrhundert wurden die Hetztheater geschlossen und die Tierhetzen verboten. Die „Hetze“ wurde zivilisiert. „Eine Hetz haben“ blieb als Wiener Ausdruck für eine etwas vulgäre Art der Vergnügung.

Die Disziplinierung geschah auch im städtischen Theater. Der Sexual- und Fäkalbereich und die Darstellung von Gewalt wurden zurückgedrängt. Das galt für Prügeleien, die einen festen Bestandteil und Hauptanziehungspunkt der Stücke von Komödiantentruppen bildeten, wie für eine allzu drastische Darstellungsweise. Auch das Publikum zivilisierte sich: Das spontane Mitspielen der Zuschauer, das Lärmen und Pfeifen, das Essen und Trinken während der Theatervorstellungen wurden zurückgedrängt. Die Norm der Stille wurde durchgesetzt, in auffallender Parallele zur Entwicklung innerhalb der Kirche: Nur am Ende sollte es gesitteten Applaus geben. Selbst beim Konzert erreichte die dort noch strengere und selbstverständlichere Norm der Stille erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts volle Akzeptanz beim Publikum.

Am deutlichsten wurde der Unterschied zwischen Stadt und Land im Licht: Die Bemühungen der städtischen Obrigkeiten der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, eine nächtliche Straßenbeleuchtung durchzusetzen, wurden in der Regel mit der Notwendigkeit, den nächtlichen Raum zu „zivilisieren“, gerechtfertigt. Die Anfänge öffentlicher Straßenbeleuchtungen reichen in den meisten

¹ Gerhard Tanzer, *Spectacle müssen seyn. Die Freizeit der Wiener im 18. Jahrhundert*. Wien 1992, 249 f.

europäischen Großstädten ins späte 17. Jahrhundert zurück. Man versuchte, die Beleuchtung auf den Straßen, die bis dahin dem einzelnen Bürger nach seinen Interessen und Möglichkeiten überlassen war, verstärkt obrigkeitlich zu organisieren. Die öffentlichen Wege sollten mit Hilfe von Laternen kontrollierbar sein, Unfälle, Straßenräuberei und Zusammenrottungen im Dunkeln sollten vermieden werden.

Es ist wohl kein Zufall, dass der Hauptrepräsentant der österreichischen Aufklärung, Joseph von Sonnenfels, als Direktor der kaiserlichen Illuminationsanstalt ab 1766 die entscheidenden Schritte zur Verbesserung der Wiener öffentlichen Beleuchtung unternehmen ließ. Der aufgeklärte Staat, der die Aufrechterhaltung der Sicherheit durch die öffentliche Beleuchtung garantierte, wandelte sich zum liberalen „Nachtwächterstaat“, auch wenn in konservativ-romantischen Gegenpositionen gerade die Gestalt des Nachtwächters zum Sinnbild der unaufgeklärten, gemütlichen, dunklen und verwinkelten Stadt und zur Karikatur ihrer mittelalterlich bestimmten Verwaltung geworden ist.

Die Kulturhistoriker haben immer wieder den Sieg des Lichtes über die Finsternis als Sieg von städtischer Ordnung und Zivilisation gefeiert. Helligkeit symbolisiert Freiheit und Sicherheit. In der Dunkelheit steigen die Ängste vor dem Irrealen und Unsichtbaren. Licht bedeutet Schutz, nicht nur vor realen Gefahren, sondern auch vor übernatürlichen finsternen Kräften. Seit dem 19. Jahrhundert wurde die Welt entzaubert. Die künstliche Beleuchtung hat dazu beigetragen. Mag sein, dass das Gaslicht und die Glühbirne die Gespenster gründlicher vertrieben haben als jegliche Aufklärung.

Ein „Nachtleben“ zu haben, das Markenzeichen der Großstädte, wurde als Ausdruck künstlerischer und geistiger Beweglichkeit interpretiert, im intellektuellen Selbstverständnis und in Werbetexten: *Nachtleben und Stupidität vertragen sich nicht miteinander. Die wachsende Neigung zum Nachtleben bedeutet daher auch wachsende geistige Frische ... Elektrisches Licht aber bedeutet Nachtleben. Nachtleben bedeutet Fortschritt. Berlin ist auf dem besten Wege, die fortschrittlichste Stadt in Europa zu werden ...*² Berlin war laut Edison *die bestbeleuchtete Stadt der Welt*.

Noch 1912 hatte Stefan Zweig das nächtliche New York so beschrieben: *Am Abend erlischt plötzlich aller Rhythmus, bricht zerknickt in sich zusammen*, fügte aber später als Kommentar dazu: *Geschrieben 1912, als New York noch nicht nachts die zauberischste Lichtstadt der Welt war*. 1939 wurde New York auf der „World's Fair“ als „The City of Light – Where night never comes“ präsentiert. Josephine Baker schwärmte von Berlin: *Vom Kurfürstendamm aus gesehen wirkt*

² Das verleumdete Nachtleben. Bericht über den Besuch Edisons in Berlin. Berliner Tageblatt vom 29. November 1911, zitiert nach Joachim Schlör, *Nachts in der großen Stadt, Paris, Berlin, London; 1840–1930*. München 1991, 21.

*die Stadt auf mich wie ein funkelndes Kleinod; abends glänzt sie in einer Pracht, wie Paris sie nicht kennt.*³

Während die einen in der Intensität des Lichtes ein Zeichen des Fortschritts sahen, fühlten sich andere bedroht. Die Zukunftsvision, die 1855 Eugène de Mirecourt auf das Jahr 1955 niederschrieb, zeichnete eine Gesellschaft, in der es keine dunklen Flecken mehr gibt: *Alles ist hell erleuchtet, es gibt keine Dunkelheit mehr.*⁴

Am besten sieht man dieses Ausfransen vom Flugzeug aus und in der Nacht, an den Lichtpunkten, die wie Spinnenbeine ausgreifen und den Raum überdecken. Schon aus vielen Kilometern Entfernung zeigen die Lichterhimmel die nahende Großstadt an. Aus der Luft sind es riesige Inseln, deren Arme in Form beleuchteter Straßen und Vororte das Land vernetzen. Überall Festbeleuchtung: das Glitzern der Ölraffinerien, das Blinken der Rundfunk- und Fernsehtürme, die ausgeleuchteten Stadtautobahnen, die Peitschenmasten an den Peripherien, die nostalgischen Laternen und neongestylten Gebäude in den Zentren. Die Stadt ist zum Lichtermeer geworden, das man vom Flugzeug aus wahrnimmt. Menschenleer ist es dort, wo die Nacht noch dunkel ist. Im Allgemeinen korreliert die Lichtfülle mit der Größe der Ortschaften.

DIE GRENZEN DER STADT III: DAS AUSFRANSEN DER RÄNDER

Die Stadt wandelte sich. An die Stelle des städtischen Privilegs, das wirtschaftlich vor allem auf eine Bevorrechtung in Fernhandel und zünftischem Gewerbe abgezielt hatte, trat das Angebot zentraler Dienste, der Ämter und Behörden, der freien Berufe, der Kaufhäuser und Vergnügungsstätten, der Informationsvermittlung, der medizinischen Versorgung und der Bildung und wissenschaftlichen Forschung.

Zu einer Stadt des 19. Jahrhunderts gehörten Prachtstraßen und steinerne Häuser, Türme und Tore, Paläste und ein Rathaus, Geschäfte und Gasthäuser, Theater und Tanzsäle, Kinos und Filmpaläste, Kaffeehäuser und Spitäler, Schulen und Verwaltungsbauten, Bibliotheken und Museen, Banken und Warenhäuser, Parks und ein Grüngürtel, Kasernen und Polizeigebäude, Gefängnisse und Fabriken, Klöster und Kirchen, Bordelle und Varietés, Künstlerviertel, ein Ghetto, Arsenalen, Lagerhäuser und Schlachthäuser, Brücken und Brunnen,

³ Stefan Zweig, *Der Rhythmus von New York*. In: *Begegnungen mit Menschen, Büchern, Städten*. Frankfurt 1955, 269; Schlör, *Nachts in der großen Stadt* (wie Anm. 2), 137; Josephine Baker, *Ausgerechnet Bananen*. München 1978, 76.

⁴ Eugène de Mirecourt, *Paris. Historique, Pittoresque et Anecdote*. Paris 1855, 78, zitiert nach Schlör, *Nachts in der großen Stadt* (wie Anm. 2), 64.

Wasserleitungen und Abfallkanäle, Märkte, Zoll- und Waaghäuser, Mietskasernen und zunehmend höhere Häuser.

Die moderne Stadt ist das genaue Gegenteil der mittelalterlichen: Ihre Enden sind nicht mehr erkennbar, ihre Ränder fransen nach allen Richtungen aus.

Die strenge räumliche Separierung begann sich schon mit der Ausbildung von Vorstädten immer mehr aufzulösen und wurde mit der Schleifung der Stadtmauern und Stadttore und der Abschaffung von Verzehrungssteuerlinien im Lauf des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts auch konkret erfahrbar. Vorstädte schufen Übergangszonen. Die Stadt bildete immer mehr Zwischenräume, Durchgangsräume und Durchquerungsräume aus: Schlafstädte und Industriezonen, Lagerplätze und Müllhalden, Schrebergärten und Gartensiedlungen ... Im Umland der Städte wuchs eine amorphe Zone mit mehr oder weniger unkoordinierter Verbauung. Oft gehen die geschlossenen Siedlungen fast unmerklich ineinander über. Neue Begriffe wurden geprägt: Suburbane Räume, Zwischenstädte (Thomas Sieverts), Conurbations, Urban Sprawl, Metapolis. Die Suburbanisierung zehrt die Städte aus. Die Zersiedelung zerfurcht das Land. Sieverts definiert die Zwischenstadt als verstädterte Landschaft oder verlandschaftete Stadt.⁵ Neue Stadtfunktionen etablierten sich in einer zersiedelten Landschaft, in einer neuen Unübersichtlichkeit dieser suburbanen Räume.

Bewunderer der Subkultur entwickelten ein Faible für das Weichbild, für die Docks, die Speicher, die Quartiere der Armut: *Weichbilder sind der Ausnahmezustand der Stadt, das Terrain, auf dem ununterbrochen die große Entscheidungsschlacht zwischen Stadt und Land tobt*, schrieb der Philosoph und Stadtstreicher Walter Benjamin.⁶ Die Volkskunde und ihre Subkulturforschung hat die Vorstadt entdeckt und liebt sie: „Vorstädte sind selten langweilig, oft einladend, manchmal gefährlich.“⁷ Man glaubt hier das Authentische zu finden, die Roots. Auch wird die Vorstadt gern in Kategorien und Perspektiven des „Anderen“ und der „Widersetzlichkeit und Subversion“ interpretiert.

Der Suburbanisierungsprozess hat drei Grundtendenzen: erstens die Stadtflucht der Haushalte, aus verschiedenen Gründen, nicht nur aus Vorstellungen vom schöneren Wohnen, sondern auch aus Zwängen der Bodenpreisentwicklung. Zweitens die Stadtflucht der Industriebetriebe, nicht nur wegen der Bodenpreise, sondern auch aus strukturellen Gründen (Verkehrerschließung, Umweltauflagen, Raumangebot). Drittens die Stadtflucht des Handels, vor allem wegen der Verkehrsanbindung und wegen des Flächenbedarfs.

Die Einkaufszentren wandern ins Vorfeld der Städte. Die Einfallstraßen zu den Arbeitsplätzen in den Städten und die Ausfallstraßen zu den Großmärkten

⁵ Thomas Sieverts, *Zwischenstadt, zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land*. Braunschweig 1999.

⁶ Walter Benjamin, *Denkbilder*. Frankfurt 1994, 63.

⁷ *Suburbia – das Leben der Vorstädte*. Red. von Dieter Bachmann (DU 11). 1996, 22.

vor den Städten sind verstopft. Einkaufen definiert wie kaum etwas sonst Design und Funktion einer Stadt – gleichzeitig rauben gerade die Shopping Centers an den Stadträndern den Städten ihre wichtigste Existenzberechtigung. Der Speckgürtel im Umkreis der Städte, in konkurrierenden Gemeinden und auf billigerem Bauland wird immer größer. Pasching mit 6.000 Einwohnern hat 3.500 Parkplätze.

Haupt- und Marktplätze als das, was einst für die Stadt konstitutiv war, verlieren an Bedeutung bzw. gewinnen eine völlig neue Funktion: Parkplätze und Parkhäuser sind die neuen Hauptplätze der Städte geworden, in Linz der Parkplatz auf dem Urfahrner Markt-Gelände in prominentester Lage am Donauufer, der von der Stadt mit Zähnen und Klauen verteidigt wird und für einen Theaterbau nicht freigegeben wird. Oder der Parkplatz am Campus der Universität: Parken ist an der Universität Linz zum wichtigsten Faktor geworden, hinter dem Lehre und Forschung zurücktreten und der in den Gremien weit hitzigere Kontroversen entfacht als jegliche Professorenberufungen oder Lehrplangestaltungen. Die Fußballplätze, Tennisplätze und Golfplätze am Stadtrand oder in „unberührter Natur“ haben als neue Treffpunkte längst die innerstädtischen Kommunikationsräume abgelöst.

Die Vorstadt hat ihre eigenen Vergnügen und ihre eigene Kultur. Heute wandern die Vergnügen der Vorstadt in die Stadtzentren und die der Hochkultur der Stadt in die Vorstadt und auf das Land: Die Feuerschlucker, Gaukler, Spaßmacher, Leiermusikanten des vorstädtischen Pflasterspektakels überlagern die Hochkultur der Innenstädte und werden hier als demokratische Kulturpolitik verkauft. Die Vorstadtbeisel werden zum Ort der Identitätsfindung einer neuen Art der Hochkultur, nicht nur für manche sich populistisch gebende Politiker.

Die Möglichkeiten, außerhalb der Städte gezielt an Informationen und städtische Unterhaltung heranzukommen, wurden mit der Verbreitung von Zeitungen langsam besser. Wie die Zeitungen waren auch Kino und Schallplatte vorerst vorwiegend städtische Medien. Das änderte sich mit dem Radio: Via Radio praktisch von jedem Winkel des Landes aus den Weg zu Information und „Kultur“ und zur „weiten Welt“ geöffnet zu erhalten, war die große kulturelle Wende für den ländlichen Raum. Die Wiener Arbeiterzeitung begrüßte Anfang April 1924 in einem überschwenglichen Artikel den Rundfunk als revolutionären Hebel zur Überwindung der kulturellen Dominanz der Stadt und der *geistigen Öde des Dorfes*: Die Radiotelephonie werde das ganze geistige Bild des Dorfes umgestalten. In einem Jahrzehnt werde es in jedem Dorfe Empfangsapparate geben ... So werde eine Fülle geistiger Anregung täglich in die Dörfer strömen:⁸ *Ist das nicht eine Zukunftsaussicht, besonders der ländlichen Bevölkerung wirklich edle Kultur zu bringen? Werden die nicht nun auch einbezogen in frohen Kunstgenuss,*

⁸ Roman Sandgruber, Strom der Zeit. Das Jahrhundert der Elektrizität. Linz 1992, 85 ff.

*der sonst nur dem Städter zugänglich ist? Fällt nicht ein Ansporn zur Landflucht fort, da man ja dann nicht mehr ausgeschlossen ist von allem, was Hörenswertes in der Stadt sich begibt?*⁹ *Nichts veränderte die Lebensgewohnheiten der Dorfbewohner so einschneidend wie das Radio, nicht einmal die Elektrifizierung selbst, meinte einer, der die Umgestaltungen unmittelbar miterlebte. Das Radio brachte die ganze Welt nach Hörmanns ... Beim Hören der Nachrichten verlangte Vater absolute Stille.*¹⁰ Noch stärker war dieselbe Entwicklung mit dem Fernsehen verknüpft. Den vorläufigen Schlusspunkt in dieser Entwicklung setzte das Internet.

Einerseits wird das Land weiter ausgehöhlt, was Geschäfte, Gendarmerieposten, Bezirksgerichte etc. betrifft, und schreitet der Konzentrationsprozess weiter fort. Andererseits erfolgt dieselbe Entwicklung auch in den Städten: Die Stadt als wirtschaftlicher Standort, als integrierter sozialer Raum, als institutionalisierter Rahmen von Kultur, Öffentlichkeit und Politik wird zunehmend entleert.

Das Land verstädert. Jede Bezirksstadt hat längst eine höhere Schule, die etwas größeren wollen eine Universität oder zumindest eine Fachhochschule. Selbst die erfolgreichen Fußballclubs, Kulturereignisse und Festspiele wandern immer mehr aus den Innenstädten in die Dörfer. Der FC Pasching hat Linz längst überflügelt und rückt an Wien heran.

Lewis Mumford bezeichnete in seiner berühmten Studie über die Stadt das Museum als die typischste Einrichtung der Großstadt, als gleichwertiges Gegenstück zur Bibliothek. Inzwischen sind die Museen in dichter Verteilung über das Land verstreut. Jede Landgemeinde hat ihr Museum, einige tausend sind es in ganz Österreich, vom Abortmuseum in Gmunden bis zum Zuckermuseum in Siegendorf.

Die Digitalisierung schafft völlig neue Strukturen, für Universitäten und Schulen, für Bibliotheken und Museen, für Handel und Banken, für Verwaltung und Gerichte: Die Virtualisierung des Lernens ist voll im Gange. Wissen und Information kann heute weltweit und überall angefordert und abgefragt werden. Man lernt, lehrt und prüft über analoge und digitale Medien. Die Fernuniversität und das Fernstudium sind alte Ideen, Telelearning und Teleteaching ermöglichen erstmals einen gezielten Einsatz, der die Möglichkeiten der persönlichen Betreuung mit der Flexibilität des Arbeitens über weite Distanzen hinweg verbindet.

Noch schneller werden E-Commerce und Telebanking die überkommenen regionalen Strukturen in Bankwesen und Handel durcheinander wirbeln. Die elektronische Verwaltung und der elektronische Akt sind im Kommen, und

⁹ Kino und Radio. In: Grazer Volksblatt vom 11. Mai. 1924, 13, zitiert nach Sandgruber, Strom der Zeit (wie Anm. 8), 42.

¹⁰ Adolf Katzenbeisser. In: Als das Licht kam. Erinnerungen an die Elektrifizierung. Hrsg. von Viktoria Arnold, Wien 1986, 261 f.

irgendwann wird sich auch bei Gericht der virtuelle Raum durchsetzen. Bürgernähe erhält dann eine völlig neue Bedeutung. Aufs Grundbuch zu gehen und persönlich Einblick zu nehmen, ist bereits überflüssig geworden. Der ganze Streit um Bezirksgerichte wird sich mehr oder weniger erübrigen.

Von der Funktion der ökologische Verträglichkeit, kulturellen Bedeutung und wirtschaftlichen Notwendigkeit her könnte man meinen, dass das Weiterbestehen der Städte in Frage gestellt ist: Kann man angesichts der Globalisierung und flächendeckenden Ausbreitung von Informationsmedien, von grenzenloser und in Realzeit verbreiteter Mobilität der Information überhaupt noch von einem nennenswerten Vorsprung der Großstadt sprechen? Wird die Stadt unwichtig? Im Zuge der Ausbildung vollständiger Informationsnetze werde man künftig weitgehend ohne zentrale Orte auskommen, verkünden manche Zukunftsforscher.¹¹

DIE GRENZEN DER STADT IV: ANPASSEN DER GRENZEN?

Österreichs Verwaltungsorganisation ist im Mittelalter stecken geblieben. Die Länder, die die Grundlage der heutigen Bundesländer darstellen, sind mit wenigen Ausnahmen und Abweichungen im Mittelalter entstanden. Auch die meisten Städte sind, was das Grundsätzliche des Titels betrifft, teilweise aber auch, was die territoriale Ausdehnung angeht, ein Ergebnis mittelalterlicher Privilegierung. Die Ortsgemeinden sind zwar etwas jünger, aber auch ein Ergebnis vorindustrieller technischer und organisatorischer Bedingungen. Sie wurden 1849 auf der Grundlage der mittelalterlichen Pfarr-, Markt- und Stadtgrenzen eingerichtet. Auch die Bezirksgerichte wurden nach 1848 eingerichtet und ihre Sprengel so festgelegt, dass sie zu Fuß an einem Tag erreichbar sein sollten, zu einer Zeit, als es nur einige wenige Kilometer Eisenbahnen gab, man von Fahrrädern, Automobilen oder gar Flugzeugen nur in technischen Utopien träumen konnte, als das Telefon noch nicht erfunden war, der Fußmarsch das Maß aller Dinge war und die Postkutsche das schnellste Verkehrsmittel darstellte. Die Einführung der Gendarmerie im Jahr 1849 sollte die öffentliche Sicherheit außerhalb der Städte stärken, um das Räuber- und Bandenwesen, das im Vormärz selbst die nähere Wiener Umgebung noch bedroht hatte, einzudämmen. In den Städten hatte man seit dem 17. Jahrhundert die Polizei, die für alle öffentlichen Angelegenheiten, von der Straßenbeleuchtung und Kanalaräumung bis zur Gewerbeaufsicht zuständig war und sich auch um die Bewachung und Überwachung der Bevölkerung kümmerte.

Im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert versuchte man zwar im Bereich der rasch wachsenden städtischen Agglomerationen Stadtwachstum und Verwal-

¹¹ City-Lights – Zentren, Peripherien, Regionen. Interdisziplinäre Positionen für urbane Kultur. Hrsg. von Karin Wilhelm u. a. Wien 2002.

tungsorganisation durch Stadterweiterungen und Eingemeindungen parallel zu führen und die administrative Ordnung der baulichen Realität anzupassen. Zu einer wirklichen Reform der regionalen Verwaltungsgebiete konnte man sich aber nicht entschließen. Die Österreichische Bundesverfassung, 1920 geschaffen, hat damals eine Entscheidung über die Gemeinden und ihre Grenzziehungen vermieden. Gebiets- oder Kreisgemeinden standen in Diskussion, wurden aber nicht verwirklicht.

Die nationalsozialistische Herrschaftspraxis behielt zwar die Länder- und Gemeindegrenzen im Grundsätzlichen bei, versuchte aber historisch bedingte Problembereiche zu sanieren. Wien wurde zu Groß-Wien erweitert, das Linzer Stadtgebiet wurde auf 400.000 Einwohner konzipiert.

Die meisten Gebietsänderungen, die die Nationalsozialisten vorgenommen hatten, wurden nach 1945 rückgängig gemacht, obwohl sie zweifellos sinnvoll gewesen wären, sowohl die Wiener Stadterweiterung wie auch die Aufteilung des Burgenlandes auf die beiden Länder Niederösterreich und Steiermark, die Zuordnung des steirischen Salzkammergutes oder jene von Osttirol.

Seither ist an den Verwaltungsstrukturen und Verwaltungsgrenzen nicht mehr viel geändert worden. In der neuesten Zeit hat man den Eindruck, dass manche Landeshauptleute ihre verwaltungsorganisatorisch-territorialen Reformen auf Stadterhebungsfeiern beschränken. Wenn sie mit schöner Regelmäßigkeit, vornehmlich in Vorwahlzeiten, aufs Land hinausfahren, um Stadtrechte zu verleihen, so ist das zwar schon lange kein Akt mittelalterlicher Privilegierung mehr, aber noch viel weniger ein solcher einer zeitgemäßen oder gar zukunftsweisenden Verwaltungsreform, sondern nur mehr ein billiger Abklatsch der bewährten österreichischen Tradition der Titel ohne Mittel. Mit keiner der feierlichen Stadterhebungen der jüngsten österreichischen Geschichte waren Verwaltungsreformen verknüpft.

Der größte Fall ist Linz und sein Großraum. Der oberösterreichische Zentralraum wäre heute in Wirklichkeit eine Stadt mit 700.000 Einwohnern und wird bald die Millionengrenze erreichen und überschreiten.¹² Aber der oberösterreichische Zentralraum ist kein Einzelfall. Das Problem wiederholt sich auf den unteren Ebenen in vielfacher Weise. So ist die kuriose Situation entstanden, dass z. B. Rohrbach zwar zur Stadt erhoben wurde, sein Stadtgebiet aber im wesentlichen das der 43 Häuser darstellt, als die der Markt im 13. Jahrhundert gegründet wurde. Ganz nahtlos gehen die Häuserzeilen und um die Stadt herum angesiedelten Supermärkte in die wesentlich größere Gemeinde Berg über.¹³

¹² Dietmar Krenmayr, *Zwischenstadt-Entwicklung Linz-Wels*. Linz, Univ. Dipl. Arb. 2002; Fritz Mayrhofer und Willibald Katzinger, *Geschichte der Stadt Linz*. Bd. 2. Von der Aufklärung zur Gegenwart. Linz 1990.

¹³ Roman Sandgruber, *Der lange Weg zur Stadt*. In: Franz Humenberger, Roman Sandgruber und Alois Sonnleitner, *Rohrbach. Vom Markt zur Stadt*. Rohrbach 1987, 21 ff.

Argumentiert wird bei Gemeindegrenzen und Eingemeindungsdiskussionen in der Regel mit Identitäten, die verloren gehen würden. Mit Identitäten, die recht oberflächlich sein müssen, sind sie doch häufig bestenfalls einige Jahrzehnte alt. Oder stecken dahinter die Ängste jener, die ihre Funktionen und Titel einbüßen könnten: Bürgermeister, Gemeinderäte ... Dass nebenbei auch Geld hergeschenkt wird, weil wegen des abgestuften Verteilungsschlüssels eine Großgemeinde mehr aus dem Steuertopf erhalten würde als dasselbe Gebiet in mehreren Kleingemeinden, darauf hat unlängst Doz. Klug hingewiesen, indem er errechnet hat, wie viel sich der Großraum Linz jedes Jahr aus dem Finanzausgleich entgehen lässt.¹⁴

Die Verwaltungsreformer sind jedenfalls gefordert. Viele verwaltungsmäßige Grenzziehungen haben schon lange ihren Sinn verloren oder wirken sich kontraproduktiv aus, was Verbauung und Raumordnung, Verwaltungskosten und Aufteilung des Steueraufkommens betrifft. Wo man früher darauf achten musste, ein Amt oder eine Institution in zu Fuß erreichbarer Nähe zu haben, genügt demnächst ein Mausklick im Internet. Die Aufgaben von städtischer Polizei und ländlicher Gendarmerie sind längst dieselben. Theater- und Museumsbesuch, Schulbesuch, Messbesuch, alles virtualisiert sich. Stadt und Land rücken immer mehr zusammen, da einerseits die Stadt und ihr Bauland unkontrolliert auswuchern, andererseits die Stadt immer mehr von ihren herausgehobenen Funktionen abgibt. Zeit, dass man daraus die Konsequenzen zieht.

¹⁴ Lösung der Stadt-Umlandproblematik: Zusammenfassung und Empfehlung. Hrsg. von Friedrich Klug. Linz 2003.